

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 7 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Das neue Jahr. Von Emma Döly. — Kunst und Proletariat. Von Klara Zettin. — Zur Bekämpfung der Syphilis. Von Dr. Marie Kaufmann. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Sein letztes Hochamt. Von Wilhelm Holzamer.

Das neue Jahr.

Von Emma Döly.

Nun ist verhallt der Weihnachtsjubil,
Die Lichter hell sind abgebrannt,
Und wieder liegt auf allen Dingen
Des Alltags graue Sorgenhand.

Und doch, die Zukunft singt uns Lieder,
So hoffnungsreich, so voll und klar,
Und der Refrain kehrt immer wieder:
Hoff' und vertrau' aufs neue Jahr.

Sei stark! Und wenn im tiefsten Herzen
Beklemmend dir der Zweifel nagt,
Dann sieh, wie hell in Kinderaugen
Das neue Jahr, die Zukunft tagt.

Wer will den Lauf der Zeiten hemmen?
Bald werden Frühlingslüste wehn,
Bald wird die Saat, die wir austreuten,
In Blüten und in Früchten stehn.

Dann wird der Tag der Ernte kommen,
Dem unser Herz entgegenläßt.
Wen kümmern Mähen und Beschwerden,
Wenn er den Sieg der Arbeit sieht!

O, leuchtet uns, ihr Kinderaugen,
Und macht uns mutig, stark und wahr.
Euch helfen wir die Zukunft bauen,
Ihr Kinder seid das „Neue Jahr“.

o o o

Kunst und Proletariat.

Von Klara Zettin.

Es könnte ein Hohn dünken, zugleich von Kunst und Proletariat zu sprechen. Die Lebensbedingungen, welche die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihren Lohnslaven schafft, sind kunstfeindlich, ja kunstmörderisch. Kunstgenießen und noch mehr Kunstschaffen hat zur Voraussetzung einen Spielraum materieller und kultureller Bewegungsfreiheit, einen Überschuß materieller Güter, leiblicher, geistiger und sittlicher Kräfte über das Notwendige, das bloß Materielle hinaus. Aber materielle Not und damit auch Kulturarmut ist das Geschick der Ausgebeuteten und Beherrschten gewesen, seitdem Klassengegensätze die Gesellschaft zerfließen. Daher ist wiederholt die Frage aufgetaucht, ob die Kunst überhaupt eine sittliche, eine gesellschaftliche Berechtigung habe, ob die Kunst für die Menschheitsentwicklung fördernd oder hindernd sei.

Jean Jacques Rousseau, der große philosophische Apostel der Rückkehr zur Natur, erklärte Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in seiner berühmten Abhandlung an die Akademie zu Dijon, die Kunst sei ein Luxus und führe zum sittlichen Verfall der Menschheit. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts prägte der philosophische Nihilismus in Rußland den Ausspruch, daß ein Schuhmacher von größerem Werte für die Gesellschaft sei als Raffael, denn der Schuhmacher leiste gesellschaftlich notwendige und unentbehrliche Arbeit, während Raffael Madonnenbilder gemalt habe, die man entbehren könne. Ähnliche, aber sozial vertiefte Gedankengänge wie die Rousseaus führten an der Schwelle des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts einen der größten Künstler, Leo Tolstoi, zu seiner Wertung der Kunst. Tolstoi verurteilt mit der ihn auszeichnenden unerbittlichen Logik nicht bloß die moderne Kunst im besonderen, sondern jede Kunst überhaupt, soweit sie als Vorrecht und Genuß der Besitzenden auftritt und Selbstzweck ist. Wie der jugendliche Schiller von der Auffassung ausging, daß die Bühne, das Schauspiel „eine moralische Anstalt“ sei, so endete der greise Tolstoi mit der Überzeugung, daß nur die Kunst eine Berechtigung habe, die bewußt das Ziel verfolgt, das

gesamte Volk zu höherer Sittlichkeit emporzuheben. Und konsequent mit sich selbst läßt er seine eigene unsterbliche Kunst nur noch als Mittel zum Zwecke gelten, seine Ideen in die breitesten Bevölkerungskreise zu tragen und sie dadurch in seinem Sinne zu erziehen.

Den angeführten schiefen, paradoxalen Anschauungen ist ein gemeinsames. Sie stammen aus Übergangszeiten, wo eine alte gesellschaftliche Ordnung im Sterben liegt und neue Formen des sozialen Lebens sich emporzurichten beginnen. In diesen Zeiten trägt die Kunst auffällig das Gepräge einer Dienerin, ja das Brandmal einer Dirne der bestehenden und herrschenden Minderheit, erscheint sie nur als ein Luxus, eine Tändelei für diese und tritt daher mit ihrem Inhalt, ihrem Um und Auf in schroffen Gegensatz zu den Bedürfnissen und Anschauungen der emporstrebenden Klassen. Das gilt sowohl von der Zeit, da Rousseau seine Abhandlung geschrieben hat, als von der, wo der philosophische Nihilismus in Rußland in die Palme schloß, das gilt von heute, da Tolstoi mit den Gaben eines großen Künstlers und dem Fanatismus eines gewaltigen Sittenpredigers, der die Welt erneuern möchte, gegen die Kunst eiferte. Aber den hervorragenden Merkmalen des Verfalles auf der einen Seite werden in solchen Zeiten leicht die Zeichen des neu emporblühenden Lebens auf der anderen übersehen. Eines Lebens, das auch die Kunst aus ihrem Verfall erlöst und ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten und einen neuen gesunden, höheren Inhalt schafft. Denn im Sein der Völker, der Menschheit läuft Absterben und Emporblühen parallel einher. Wenn der Tod alte Formen der Wirtschaft und der mit ihnen zusammenhängenden politischen, rechtlichen, künstlerischen Verhältnisse ergreift, so hat auch die Geburtsstunde neuer Formen angehoben. Als Jean Jacques Rousseau sein Verdammungsurteil über die Kunst als eine Verderberin der Sitten fällte, holte die französische Philosophie — als Abglanz gewandelter wirtschaftlicher, sozialer Zustände — zu den lähnen Gedankenflügen aus, die zwar nicht in einem Zeitalter klassischer Kunst ihren Höhepunkt fanden, wohl aber in einer klassischen Tat der Politik: in der großen französischen Revolution. Die sozialen Kämpfe dieser Zeit haben aber in entscheidender Weise die Weiterentwicklung der Kunst beeinflusst. In Frankreich selbst und nicht zum wenigsten in Deutschland. Hier führte die gleiche wirtschaftliche Entwicklung — der Vormarsch der kapitalistischen Produktion — nicht zur politischen Herrschaft der Bourgeoisie, dafür aber schlug diese ihre Emanzipationsschlacht auf dem Gebiet der Philosophie und Kunst, die sich zu klassischer Blüte erhoben.

Aber nicht nur um des hervorgehobenen geschichtlichen Zusammenhanges willen muß Rousseaus und Tolstois Anschauung zurückgewiesen werden. Es ist eine Tatsache, daß die Kunst eine alte, urwüchsige geistige Lebensäußerung der Menschheit ist. Wie das Denken, ja vielleicht noch früher als das abstrakte Denken, hat sich der Drang nach künstlerischem Schaffen an der Tätigkeit, der Arbeit des primitiven Menschen entwickelt, und zwar an der gesellschaftlichen Arbeit. Kaum daß der Mensch sich von der Tierheit loszulösen beginnt, daß geistiges Leben in ihm die Augen aufschlägt, regt sich in ihm der künstlerische Schöpfungsdrang und läßt eine ganz einfache, rohe Kunst entstehen. Davon erzählen vorgeschichtliche Funde, die uns die Höhlenzeichnungen der steinzeitlichen Elefanten- und Renntierjäger kennen lehren. Das bestätigt uns die Völkertunde, die uns Tanz, Musik, Poesie wie bildliche und plastische Darstellungen als Ausdruck urwüchsigen Kunstsinns zeigt. Die Bushmänner und andere wilde Völkerstämme haben eine elementare Kunstbetätigung. Ehe sich ihre Fähigkeit zum abstrakten Denken entwickelte, haben sie Ausdrucksmittel der sinnlichen Darstellung für Geschantes und Empfundenes gefunden.

Kein Wunder daher, daß leidenschaftliches Begehren nach künstlerischem Genießen und Schaffen zu allen Zeiten in den frondenden und beherrschten Gesellschaftsschichten lebendig gewesen ist. Auch darin hat das Feuer jenes prometheusischen Troges geleuchtet, der allen knechtenden Gewalten zuruft: „Ihr könnt mich doch nicht töten!“ So sind aus den breitesten Volksmassen heraus der Kunst wieder und wieder verständnisvolle Jünger und Mehrere ihrer Schätze erwachsen. Aber eines müssen wir dabei festhalten. Solange die beherrschten Klassen sich ihres Gegenjages zu den Herrschenden nicht klar bewußt sind, nicht danach trachten, ihn aufzuheben, können sie auch für die Kunst keine neuen gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, keinen neuen, weitreichenden Inhalt schaffen. Ihr künstlerisches Sehnen wird mit der Kunst ihrer

Herren genährt, und die Kunst ihrer Herren ist es, die ihr leidenschaftlicher, künstlerischer Schöpfungsdrang bereichert. Erst wenn die Beherrschten als emporstrebende, rebellierende Klasse einen eigenen geistigen Lebensinhalt bekommen; erst wenn sie kämpfen, um drückende soziale, politische, geistige Fesseln zu sprengen: erst dann wird ihr Einfluß auf das künstlerische Kulturerbe der Menschheit zu einem selbständigen und daher wirklich fruchtbaren, zu einem entscheidenden. Ihr Anteil daran geht dann nicht bloß in die Breite, sondern in die Tiefe, er treibt neuen, weiteren Horizonten entgegen. Immer wieder sind es aus Knechtschaft zur Freiheit drängende Massen, die die Kunstentwicklung aufwärts und vorwärts tragen, aus denen die Kraft erwächst, Perioden des Stillstandes, ja des Verfalls der Kunst zu überwinden. Diese allgemeinen Zusammenhänge treffen auch für das Verhältnis des Proletariats zur Kunst zu. Sie irren, die im proletarischen Klassenkampf nur das Begehren nach Füllung des Magens sehen. Dieses weltgeschichtliche Ringen geht um das ganze Kulturerbe der Menschheit, es geht um die Möglichkeit der Entfaltung und Betätigung vollen Menschentums für alle. Das Proletariat kann als Klasse nicht an den Toren der kapitalistischen Trugburg rütteln, es kann nicht aus der Nacht und Not der Fabriken empordrängen, ohne sich mit seinem eigenen Kunstfeind und der Kunst unserer Zeit auseinanderzusetzen.

Wie findet das Proletariat die Kunst? Hat die Kunst die Freiheit, die eine Vorbedingung ihres Blühens und Reisens ist? Wir hören es gelegentlich, aber es ist nicht so. Als sich im Schoße der feudalen Ordnung die bürgerliche Gesellschaft entwickelte, setzte auch der Kampf der Künstler für ihre Freiheit, für die Freiheit der Kunst ein. Die Geschichte zeigt uns, wie schwer und zäh die Künstler gerungen haben, um sich aus den Fesseln des zünftigen Handwerkes zu lösen, um aber auch die Sklavenketten zu brechen, die sie an den Adel und die weltlichen wie geistlichen Fürsten banden und ihr Schaffen zu einem höfischen Latendienst herabdrückten. Die Künstler haben gesiegt, ihr Erfolg war ein Teil des Triumphes der bürgerlichen Gesellschaft, die sich auch in ihrem Streben angekündigt hatte. Die Kunst wurde zu einem sogenannten „liberalen Beruf“.

Aber was besagt das in einer Ordnung der kapitalistischen Warenproduktion, die der wirtschaftliche Mutterboden der bürgerlichen Gesellschaft ist? Nichts anderes, als daß auch die Kunst den ehernen Gesetzen eben dieser Warenproduktion untertan ist. Die Grundlage der kapitalistischen Warenproduktion ist die Unfreiheit der menschlichen Arbeit. Solange die menschliche Arbeit überhaupt unfrei ist, bleibt wie die Handarbeit so auch die Kopfarbeit geknechtet, müssen Wissenschaft und Kunst unfrei bleiben. Neben dem Proletarier mit schwielenhafter Faust trägt der forschende Gelehrte, der schaffende Künstler das Joch der kapitalistischen Ordnung. Die Kunst geht nach Brot, muß nach Brot gehen, weil der Künstler leben will. Um zu leben, ist er gezwungen, zu verkaufen, was sein Genius ihm zu schaffen befahl. Die Ordnung des Kapitalismus kennt nur läusliche und verkäufliche Waren. Ware wird auch in ihr, was die Kunst gestaltet. Wie Kleiderstoffe und Kaffee muß die künstlerische Ware ihren Markt erobern. Wer ist es, der ihn beherrscht? Nicht der kleine Kreis der Kunstverständigen und Kunstgenießenden, nein, die Unkultur und Halbkultur, der Luxus, das Zerstreungs- und Betäubungsbedürfnis eines „zahlungsfähigen Pöbels“, um diesen groben Ausdruck zu gebrauchen.

Dieser harte Tatbestand bricht den hohen Idealismus so mancher Künstler, der in faustischem Drange Himmel und Erde in seine Werke hannen wollte, der gierig nach goldenen Schätzen der Kunst grub und sich schließlich damit begnügte, die Regenwürmer einer angesehenen und einträglichen Stellung in der Gesellschaft zu finden. Das Leben zertritt unendlich viele von denen, für welche die Kunst die „hohe, die himmlische Götin“ bleibt und nicht zur „mildeuden Kuh“ herabgewürdigt wird, die sie mit Butter versorgt. Nur die ganz Starken, die warten können, wahren sich die Freiheit, künstlerisch auszusprechen, was ein Gott zu sagen ihnen gegeben. Und was ist das Los derer, die sich den Forderungen des Marktes beugen und den Tageserfolg einheimfen? Sie erliegen der handwerksmäßigen Schablone oder der Sklaverei der Tagesensanation. Die Unrast des kapitalistischen Kunstmarktes, der Stachel der Konkurrenz treibt vorwärts, zerstört die äußeren und inneren Vorbedingungen für das Ausreifen großzügiger Werke. Die bildenden Künstler produzieren in fieberhafter Hast für die großen Warenbasare ihrer Kunst, Ausstellungen genannt; der Komponist schafft ebenso den „Clou“ der neuen Saison, der Schriftsteller hegt sich ab für den Weihnachtsmarkt usw. Der Künstler geht in dem betriebsamen Industriellen und Händler mit künstlerischen Waren unter, sein künstlerisches Kapital ist bald vertan, aus einem Mehrer wird ein Fälscher der Kulturwerte. In den aufgezeigten Zusammenhängen ist mit

der Grund dafür zu suchen, weshalb in unserer Zeit die Kunstströmungen einander so rasch ablösen, die „berühmten“ künstlerischen Tagesgrößen außerordentlich rasch verbraucht sind. Was heute als höchste Offenbarung künstlerischen Genies in die Wolken gehoben wurde, ist in höchstens zehn Jahren vergessen und hat nur noch historisches Interesse. Eine andere charakteristische Erscheinung macht sich breit. Die aufgezeigten Verhältnisse zeitigen eine Asterkunst. Der Kapitalismus erzeugt das sie ausbeutende Unternehmertum, die ausgebeuteten Kräfte, die zum Teil von dem künstlerischen Lumpenproletariat gefiebt werden, das ein ureigenes Kind der heutigen Ordnung ist, und er schafft schließlich das laufende Publikum von unten wie oben. Zu den Erscheinungen dieser Asterkunst gehören die Ringeltangel, sehr viele Varietés, die pornographischen Erzeugnisse der Literatur und Graphik, aber ebenso auch die dynamischen und patriotischen Denkmäler auf Abzahlung usw.

Es drängt sich die Frage auf, könnte nicht der heutige Staat als größter Auftraggeber die Kunst aus ihrer Misere emporheben? Er kann es nicht, denn er ist der Staat der Besitzenden und herrschenden Minderheit und nicht der Ausdruck eines einheitlichen Volksganges und Volkswillens. Auch er ist untertan den Gesetzen der kapitalistischen Ordnung, deren Geschöpf er ist. Dieser Umstand ist entscheidender für sein Verhältnis zur Kunst, als die Launen und Liebhabereien eines Monarchen sein können. Bei uns in Deutschland wird der Tatbestand verdunkelt durch die künstlerische Selbstherrlichkeit Wilhelms II., der wir die Lauffischen Dramen verdanken, die Hohenzollerndenkmäler der steinernen Pappelallee und andere künstlerische Greuel und Scheuel. . . . Was sich darin offenbart, ist aber im letzten Grunde nicht der gewaltige und zwingende Einfluss eines Monarchen, es ist die Abdankung der deutschen Bourgeoisie vor dem persönlichen Regiment auch auf dem Gebiet der Kunst.

Nur wenn sich die Arbeit vom Joch des Kapitalismus befreit, nur wenn damit die Klassengegenstände in der Gesellschaft aufgehoben werden, nimmt die Freiheit der Kunst Leben und Gestalt an, kann der künstlerische Genius frei die höchsten Flügel wagen. Vor der Sozialdemokratie hat das ein Verusener im Reiche der Kunst erkannt und verkündet: Richard Wagner. Seine Abhandlung „Kunst und Revolution“ bleibt ein klassisches Zeugnis dieser Auffassung. Dort heißt es: „Laßt uns aufsteigen von dem Glend des Handwerkerentums mit seiner bleichen Geldseele zu dem freien künstlerischen Menschentum mit seiner strahlenden Weltseele; aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unzerlegbarer Quell des höchsten Genusses.“ Klar zeigte Wagner auf die Wurzel hin, aus der „das Glend des Handwerkerentums“ emporwächst, die „Tagelöhner der Industrie“. Hören wir ihn: „Solange in einem Volke alle Menschen nicht gleich frei und glücklich sein können, müssen alle Menschen gleich Sklaven und gleich elend sein.“ Wagner antwortete auch unzweideutig auf die Frage, wie die gleiche Sklaverei für alle überwunden, wie ein freies künstlerisches Menschentum für alle erblühen könne. Er sagt: „Der Zweck der geschichtlichen Entwicklung ist der starke Mensch, ist der schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit.“ Aus dieser Äußerung geht — nebenbei bemerkt — hervor, daß der schöne und starke Mensch, den Wagner ersehnte, nicht die vielberufene „Persönlichkeit“ des Individualismus ist, nicht die blonde Bestie des Übermenschen, sondern die harmonisch entfaltete Persönlichkeit, die sich mit dem Ganzen untrennbar verbunden, die sich als eins mit ihm fühlt. Die Revolution ist die Tat der Massen, und die höchste Kunst wird immer Ausdruck geistigen Massenlebens bleiben. (Schluß folgt.)

o o o

Zur Bekämpfung der Syphilis.

Von Dr. Marie Kaufmann.

Alle Zeitschriften verkünden mit Jubel die großen Erfolge, die man mit dem neuen Mittel des genialen Forschers Ehrlich im Kampfe gegen die Syphilis zu verzeichnen hat. Jetzt, wo man mehr denn je die begründete Hoffnung hegen darf, eine vollständige Heilung dieser Krankheit zu erzielen, ist auch die Pflicht eines jeden Erkrankten im eigenen und fremden Interesse — denn Syphilis ist hochgradig ansteckend und erblich — doppelt groß, sich einer sachkundigen Behandlung zu unterziehen. Krankheiten, die von starken Schmerzen, ausgeprägtem Krankheitsgefühl, auffallenden Entstellungen begleitet sind, reden eine eindrucksvolle Sprache und erzwingen sich Beachtung und bestmögliche Beseitigung. Anders dagegen ist es mit jenen heimtückischen Erkrankungen, die im Anfang nur geringfügige Merkmale hervorrufen — dadurch tatsächlich übersehen werden oder ein absichtliches Nichtbeachten herausfordern —,

später aber um so tiefgreifendere Verheerungen im ganzen Körper anrichten. Ihnen gegenüber ist der beste Schutz Aufklärung, eine weite Verbreitung der durch tausendfache Erfahrung gewonnenen Kenntnisse. Wir wollen daher den Verlauf der Syphilis kurz schildern und im Anschluß daran Verhaltungsmaßregeln wiedergeben, wie sie im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus St. Georg den Patienten gedruckt ausgehändigt werden.

Erworben wird die Syphilis in Deutschland in circa 95 Prozent aller Fälle durch geschlechtlichen Verkehr mit einer an Syphilis leidenden Person, in den übrigen 5 Prozent durch irgendwelche Berührung eines Syphilitischen oder eines Gegenstandes, den der Syphilitische vorher infizierte. In Rußland, wo die hygienischen Verhältnisse noch ganz besonders schlecht sind, finden circa 75 Prozent aller Ansteckungen auergeschlechtlich statt. Ein schlagender Beweis für die trostlosen Zustände des Zarenreiches. Zur Erläuterung dieser sogenannten extragenitalen (nicht geschlechtlichen) Ansteckung will ich Auszüge aus anderwärts veröffentlichten Krankengeschichten (Dr. Nonne) geben. Vielleicht tragen sie auch dazu bei, größere Vorsicht und Sorgfalt walten zu lassen.

Erster Fall. Die Mutter eines zwanzigjährigen an Rückenmarkschwindsucht leidenden Mädchens, das nachweislich noch keinen geschlechtlichen Verkehr gehabt hatte, gab folgendes an: „Als sie das Kind geboren hatte, war sie in sehr bedrängten Verhältnissen und nahm deshalb, da sie reichlich Milch hatte, ein fremdes neugeborenes Kind an. Sie nährte dieses fremde Kind an der anderen Brust und erwarb durch dieses Kind, welches von dem später hinzugezogenen Arzte für syphilitisch erklärt wurde, einen Brustschanker. Der Arzt stellte die Diagnose auf Syphilis. Zu spät, um ihr eigenes Kind noch vor weiteren Ansteckungen zu bewahren.“ Dieser traurige Fall lehrt, daß keine Frau ein fremdes Kind nähren soll, wenn der Arzt nicht ein Gesundheitszeugnis für das Kind ausgestellt hat.

Zweiter Fall. Ein gesunder fünfjähriger Knabe schlief mit einem Einlogierer zusammen in einem Bett. Dieser Einlogierer wurde (ausweislich des Krankenberichts) an Syphilis behandelt. Kurze Zeit nachher bekam das Kind einen syphilitischen Ausschlag und erblindete später.

Ich selbst kenne eine alle blinde Frau, die an Gehirnsyphilis leidet und durch das uneheliche Kind ihrer Tochter angesteckt wurde. Das Kind hatte einen Ausschlag, der mit einer Wunde am Finger der Großmutter in Berührung kam. Ähnliche Fälle lassen sich noch viele anführen. Es läßt sich leicht denken, daß die Eintrittspforte des Syphilitis-erregers an jeder beliebigen Körperstelle sein kann. Zwei Bedingungen sind Voraussetzung für eine Ansteckung: die Anwesenheit des Erregers der Syphilis und eine etwas verletzte Haut. Doch betrachten wir jetzt die typischen Fälle.

Ein Geschlechtsverkehr findet statt; nach einer bis drei Wochen zeigt sich am Geschlechtsorgan eine kleine verhärtete Stelle, die sich zum Geschwür umwandeln und dann glatt vernarben kann. Es sei besonders darauf hingewiesen, daß bei Frauen dieses kleine Geschwür oft kaum sichtbar ist, und da es auch leider fast keine Schmerzen verursacht, so wird es meistens nicht beachtet. Das ist das erste Stadium der Syphilis, ein kleiner lokaler Prozeß an der Eintrittspforte des Giftes, das von da aus den ganzen Körper überschwenmt. Ist die Durchsuchung des Körpers vollzogen, eine Allgemeinerkrankung eingetreten, dann offenbart sie sich — nach wenigen Wochen oder nach Monaten — durch einen Ausschlag, der seiner Ausbreitung und seinem Aussehen nach sehr verschieden sein kann und nur vom Arzt richtig erkannt wird. Mit der Allgemeinerkrankung ist das zweite Stadium der Syphilis erreicht. Das dritte Stadium bringt hauptsächlich Geschwülste, die in allen Organen auftreten und zu schrecklichen Schmerzen Anlaß geben können und sich durch die verschiedenartigsten Symptome äußern.

Mit diesen drei typischen Stadien sind die Möglichkeiten nicht alle erschöpft. Nach der Anschauung der meisten Forscher sind Rückenmarkschwindsucht und Gehirnerweichung „nachsypilitische“ Erkrankungen, das heißt, nur der kann davon befallen werden, der eine Syphilis gehabt hat, und außerdem bildet die Syphilis die Grundlage für unendlich viele Krankheiten, sie pflügt gleichsam das Feld, auf dem die Giftpflanze dann üppig sproßt.

Es würde zu weit führen und auch vielleicht Anlaß zu Täuschungen geben, wollte ich weiter auf die Krankheitserscheinungen eingehen, ich glaube, ich trage am besten zur weiteren Belehrung bei, wenn ich die oben erwähnten Verhaltungsmaßregeln folgen lasse, weil sie in aller Kürze das Wichtigste sagen.

„Sie leiden an einer venerischen Krankheit (Syphilis). Ihre Krankheit ist ansteckend und bleibt es einige Jahre lang.

Sie müssen sich deshalb in acht nehmen, daß Sie Ihre Krankheit nicht auf andere übertragen, was durch geschlechtlichen Verkehr,

durch Küssen oder durch sonstige nähere Berührung, durch Schlafen in demselben Bette mit anderen oder durch gleichzeitige Benutzung derselben Es- und Trinkgeschirre mit anderen geschehen könnte.

Ihre Krankheit ist nicht mit einer einmaligen Kur zu heilen. Sie werden voraussichtlich in einiger Zeit wieder etwas von Ihrer Krankheit spüren (zum Beispiel offene Stellen oder Schmerzen im Munde oder im Halse oder an den Geschlechtsstellen oder Ausschlag am Körper). Sobald Sie wieder solche Erscheinungen bemerken, müssen Sie sich sofort wieder ärztlich behandeln lassen.

Hüten Sie sich vor Befragung von Kurpfuschern, aber auch vor der Konsultation von sogenannten „Naturheilkundigen“, „homöopathischen Praktikern“ und dergleichen. Zur richtigen Behandlung Ihrer Krankheit ist die Kenntnis der gesamten Heilkunde erforderlich, die nur der staatlich geprüfte Arzt besitzt. Auch sind die Ärzte zur Verschwiegenheit über Privatgeheimnisse ihrer Kranken gesetzlich verpflichtet, während der Kurpfuscher die Geheimnisse ungestraft ausplaudern kann.

Auch wenn Sie keine neuen Erscheinungen Ihrer Krankheit bemerken, sollten Sie sich etwa alle vier Monate einem Arzt vorstellen, um vielleicht eine Kur durchzumachen.

Diese Kur muß nicht notwendigerweise in einem Krankenhause gemacht werden, sondern Sie werden bei der Kur wahrscheinlich Ihre Arbeit weiter verrichten können.

Nur wenn Sie etwa drei Jahre lang mehrmals im Jahre eine ordentliche Kur durchmachen, werden Sie voraussichtlich von späteren schweren Erscheinungen Ihrer Krankheit (zum Beispiel Knochenfraß, Nerven- und Rückenmarksleiden, frühzeitigen Gehirnschlag) verschont bleiben.

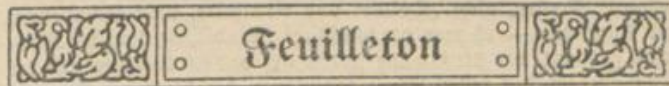
Erst vier bis fünf Jahre nach der Ansteckung und nur nach Einholung ärztlicher Erlaubnis dürfen Sie sich verheiraten, da sonst die Krankheit auf Ihre Frau (Mann) und auf die Kinder übertragen würde.

Bei richtiger, hinreichend lange durchgeführter Behandlung ist völlige Heilung Ihrer Krankheit zu erwarten.“

o o o

Für die Hausfrau.

Sehr praktische Feueranzünder sind seit den letzten zwei Jahren im Handel. Sie bestehen aus einem Würfel oder einer durchbohrten Kugel aus nordischer Schamotte. Füllt man die zu dem Feueranzünder gehörende Blechbüchse zu einem Viertel mit Petroleum, so saugt der Stein die Flüssigkeit in 2 bis 3 Minuten begierig ein. In den Ofen gelegt, mit Kohlen umgeben und angezündet, brennt er etwa eine Viertelstunde lang mit kräftiger Flamme und entzündet selbst größere Mengen von Kohlen, ohne daß die Verwendung von Holz nötig wäre. Die Anschaffung dieser Feueranzünder empfiehlt sich besonders da, wo es an Raum zum Aufbewahren des Holzes fehlt. Sie sind jahrelang Tag für Tag verwertbar, billiger als jeder andere Feueranzünder und ersparen der Hausfrau durch ihr unfehlbares Funktionieren viel Zeit und Verdruß. Preis 0,40 bis 1 Mt. in Warenhäusern und Haushaltungsmagazinen. M. Kr.



Sein letztes Hochamt.*

Von Wilhelm Holzamer.

Man darf das jetzt von ihm erzählen, wenn er selbst es auch nie getan hätte. Er ist ja nun schon beinahe zwei Jahrzehnte tot. Und er war immer so schweigsam gewesen und sprach gar nie von sich. Es lag so in seiner Natur. Und es war auch wohl ein gut Teil Angewöhnung. Er war nie so recht verstanden worden, nie in seiner engsten Umgebung, und auch in seiner weiteren nur selten. Bei seinen Freunden höchstens hat er sich tiefer ausgesprochen. Aber das waren selbst wieder so stille Leute, und sie sind ja nun auch alle tot.

Es war in den Jahren der Reaktion nach der Volkserhebung 1848 bis 1849. Der einzelne war durchaus unsicher geworden, die Gegensätze der Parteien waren heftig und wuchsen immer mehr. Die Bählerarbeit machte stets größere Fortschritte, und ihre Erfolge, die anfangs noch heimlich waren, traten offen zutage.

* Aus Wilhelm Holzamer „Im Dorf und draußen“. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. Wir empfehlen warm diese Sammlung feinsinniger Novellen, in denen viel von der Not und dem Streben unserer Zeit dichterisch gestaltet worden ist.

Besonders wer ein Amt hatte, mußte sich hüten. Nichts unbedacht sagen, nicht immer ehrlich seine Meinung sagen. Nicht mal eine Meinung haben wollen. Das war im Amt so verderblich und war so unvereinbar mit dem Amt wie das Aufklären und Agitieren am Wirtstisch. Oder gar im vertrauten Kreise, denn überall hockten die Heuchler und Forscher, und brühwarm und gehörig vergrößert kam alles ins Pfarrhaus. Denn der Pfarrer war der Hüter des zahmen und unterwürfigen Geistes, der Hüter der Meinungslosigkeit und der Verdammer der Freiheit. Und die Falschen und Ohrenbläser, die Loder und Lügner waren ihm gute Werkzeuge.

Eine Meinung haben und ein Mann sein — ja oft einen „Kopf“ haben und nicht dumm sein, das hieß frei sein, hieß anständig, ja direkt gefährlich sein.

Da red' ich von meinem Heimatdorf. Es war der Schullehrer Andreas Krafft, der der Stein des Anstoßes geworden war. Es wäre schwer zu sagen gewesen, warum.

Es lag vielleicht im Krafft. Ich stelle mir ihn vor, wie er über die Straße ging. Ein Schullehrer vom alten Schlage. Auf den ersten Blick ein Schullehrer. Aber mehr als das, auf den ersten Blick zu sehen: eine Persönlichkeit. Einer, der mehr hatte vom Leben als sein armes Amt. Einer, der ein Leben gelebt hatte, dem das Leben einen Inhalt gegeben hatte, und der seinen Idealismus, den alten guten, hohen, heiligen Idealismus, durch sein Leben trug. Er leuchtete auf seiner Stirne, er glühte in seinen Augen. Und mag er uns bde und töricht geworden sein — wo er uns heute noch so ganz eins mit dem ganzen Menschen begegnet, ziehen wir den Hut ab.

Der Krafft war nach oben nicht genehm. Er war gewissermaßen schon prädestiniert dazu. Es lag so in seiner ganzen Art. Sie machte nicht warm, sie machte vielleicht scheu, machte einem unbehaglich. Es war so etwas Starres, Abwehrendes in ihm, es wurde oft etwas Herausforderndes, Herrschendes. Man sah's auf den ersten Blick, man hörte es beim ersten Wort. Vielleicht ein starkes geistiges Übergewicht. Vielleicht war's etwas Auseres nur: der Blick, die Stirn, die Schädellinie — vielleicht der graue Hambacher Bart, das lange Haar — vielleicht die Art zu gehen oder zu sitzen, ja nicht zum wenigsten die Art zuzuhören, stille zu sein.

Ja, das war's vielleicht beim Krafft, wie still er war. Und wie ernst immer. Er ging durchs Feld, immer in den gleichmäßigen breiten Schritten — „guten Tag, Herr Lehrer!“ rief's, er dankte und schritt weiter. Und wenn er in den Gesangverein kam — und war der lauteste Lärm im Saale, und ging die Tür auf und der Krafft trat ein, war's mäusestill. Und alle sahen nach ihm, und alle hingen an seinem Blicke, und es war mehr als Furcht, es war ein hoher Respekt. Etwas Vornehmes trug er an sich, trug er überall hin, so einfach er war. Keiner kam ihm zu nahe, selbst wenn er scherzte. Und keiner wagte sich so recht aus sich heraus, wenn der Krafft dabei war. Jede Bemerkung wurde zweimal bedacht, eh' sie gemacht wurde. Und doch — wer den Krafft respektierte, und es waren die Besten meines Dorfes, der hing ihm auch an.

Doch war der Krafft nicht hochmütig. Einige behaupteten auch das, aber schon die Freunde, die er sich ausgewählt hatte, bewiesen gegen sie. Die Freunde waren nicht aus den sogenannten „vornehmen“ Kreisen, nicht „Doktor“ und Apotheker, nicht Schullehrer und Angestellte — es war der Musikanter Jakob Weit, kurz der Weitjakob genannt, der die Violine spielte auf den Kirchweihen und im Gesangverein den ersten Tenor sang, war der Voltstieben-Hannes, der die Post hatte von Thurn und Taxis und Musikanter war nebenbei, war der Pantraz Klein, der den zweiten Bass „hielt“ im Gesangverein, war freilich auch der Rudolf Schwarz, der Bürgermeister, der auch Freimaurer war, vielleicht auch sonst noch was Geheimnisvolles und Böses, was den Krafft anzog.

Der Krafft sah aber nicht aufs Äußere und nicht aufs Böse, er suchte in seinen Freunden eine Ergänzung zu sich selbst. Oder das nicht einmal, oder wenigstens nicht so bds egoistisch ausgedrückt — er suchte gelunden Menschenverstand und ein warmes Herz, Liebe und Begeisterung. So beim Weitjakob, dem Musikanter — beim „alten Schwarz“ aber war's oft ein Ausblicken und Bewundern, öfter die freudige Gewißheit und Dankbarkeit, verstanden zu werden, angeregt und bestärkt zu werden. Denn der Schwarz war ein Weltmann. Das Leben hatte ihn nach allen Richtungen schon umhergeworfen, er hatte sich auf dem Dorfe vor Jahren festgesetzt, hatte erst eine Wirtschaft eröffnet, dann eine Branntweimbrennerei und war dann zum Bürgermeister gewählt worden. Denn er war reich. Er war aber auch ein heller Kopf. Und er war auch — ein Demokrat.

Ein Demokrat war der Krafft nun freilich auch. Er hatte in seiner Jugend das Hambacher Fest mitgemacht und hatte flüchten

müssen: er hatte im „tollen Jahre“ geredet und geschrieben für die Freiheit und die Verwirklichung der Träume der deutschen Seele.

Aber nun war er still geworden, ganz still. Still im Kreise seiner zahlreichen Familie, für die er schwer zu sorgen hatte, still bei seinen Blüchern und Noten, in seinem Schulgarten, den er fleißig bepflanzte. Und wenn er von seiner Arbeit ausruhte, saß er unter dem hohen Efeu an der alten Schloßmauer und passte aus seiner Pfeife. Und alte Träume und alte Lieder wurden in ihm wach, er lächelte des Vergangenen, und leid ward ihm um all das, was unerfüllt blieb — aber er blieb still. Ja, ganz still war der Andreas Krafft. Er hatte sich vom Leben zurückgezogen, er hatte seinen Kreis verengert, und was er von dem Draußen dabei verloren hatte, das suchte er sich zu ersetzen durch die innigere Beschäftigung mit dem, was ihm lieb war.

So hatte seine Persönlichkeit ihre Wichtigkeit und Schwere bekommen, und auch eine Ruhe war ihm geworden, und Kampf und Leid waren nicht verloren. Und so wurde der Krafft auch nicht zur Maschine, trotz der gleichmäßig schweren Tätigkeit, die er entfalten mußte. Es fand sich überall ein Punkt, von dem aus betrachtet alles einen eigenen Wert und Ansehen erhielt, von dem aus trotz aller Anstrengung und Überwindung der Krafft noch Werte für seinen inneren Menschen herauszuschlug, so daß er sich seine Freudigkeit bewahren konnte. Darum fühlte er sich von ihr durchströmt, wenn er seinen Gesangverein übte, wenn er ein Lied oder ein Präludium für die Orgel einrichtete, und ganz besonders, wenn er an der Orgel saß und die Töne ihm die Sprache seines Herzens wurden, in der sich das Letzte sagen ließ, was sein Herz verborgen hielt.

Und nun war plötzlich die Heße gegen ihn losgegangen. Es war fast über Nacht gekommen. Der eigentliche Anlaß wäre schwer zu finden gewesen. Der Anlässe und Gründe wußte man viele anzugeben. Kraffts politische Vergangenheit, seine geistige Selbständigkeit, sein Übergewicht, die Sicherheit und Reinheit seiner Persönlichkeit, ja gerade das mochte vielen ein Dorn sein. Auf einmal fand man ihn kirchlich zu lag, man fand bald, daß er kirchenfeindlich sei. Man gab hundert heimliche Anlässe zum Streit, tausend heimliche Stiche. Aber der Krafft stand über der Kleinlichkeit der Menschen, er blieb ruhig. Da riß die Gebuld. Man ging im Amt gegen ihn vor. Man schikanierte ihn, man tabelte, rügte, drohte. Da stand der Krafft seinen Mann, er verteidigte sich. In seinem Amt ließ er sich nicht antasten. Er hatte allezeit seine Pflicht getan, er hatte sich nichts vorzuwerfen — keiner sollte ihm etwas vorwerfen dürfen.

Da war die Flamme aufgeschlagen. Das Dorf war plötzlich in zwei Lager geteilt: hie Pfarrer! hie Lehrer! Und eigentlich hatte der Krafft gar nichts dazu getan. Er hatte seine Angelegenheit allein vertreten, fest und still, wie es seine Art war. Niemandes Hilfe hatte er angerufen, niemandes Beistand erbittet. Nur einmal hatte er in der Erregung das Zeugnis seiner Schulkinder gefordert. Sonst war er passiv geblieben. Er glaubte an sein gutes Recht und seinen Sieg.

Aber Reichstuhl und Kanzel hatten gute Arbeit getan und taten sie weiter. Die Gemeinde blieb in zwei Parteien gespalten. Und heiß war der Kampf. Auf den Straßen, in den Wirtshäusern begann er, in den Familien setzte er sich fort, und sogar die Jugend beteiligte sich daran.

Kraffts Partei war eigentlich ohne Führer, denn der Andreas Krafft wollte nichts mit dem Zwist zu tun haben. Er ermahnte immer zur Ruhe und ihn allein zu lassen. Aber die Fanatiker und Herausforderer der Gegenpartei ruhten nicht. Und der Streit spann sich immer weiter. Er wurde dann auch noch bei der Behörde gegen Krafft benützt, dem alle Schuld zugeschoben wurde, und eines Samstags, da er gerade unterrichtete, wurde ihm sein Absetzungsdekret zur Unterschrift vorgelegt. Es riß ihn hin, es seinen Schülern vorzulesen. Dann unterschrieb er's und ging.

Die Gesangstunde für den Abend sagte er ab, er fürchtete einen heftigen Ausbruch von Streitigkeiten im Vereinslokal oder auf der Straße, wenn er sich jezt zeigen würde. Und er fürchtete auch, sich nicht halten zu können und in der Erregung ein unbedachtes Wort zu reden, wenn er herausgefordert würde. Am Nachmittag kam noch einmal ein amtliches Schreiben. Es war vom Pfarrer, „daß er gehalten sei, die Orgel bis zum Eintreffen seines Nachfolgers zu spielen“.

Diesen Sonntag wollte der Krafft noch einmal spielen, aber es sollte zum letztenmal sein. Er hatte sich's fest vorgenommen: Es sollte sein Abschied von der Orgel sein. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Beckin (Gundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.